Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Artikel: Notizen aus einem imaginären Gespräch
Autor: Gide, André
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758452

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NOTIZEN VON ANDRÉ GIDE

Aus einem imaginären Gespräch

Der Interviewer: Eine Zeitschrift hat sich darüber gewundert, daß, gelegentlich einer Rundfrage: «welche zwölf Bücher Sie auf eine einsame Insel mitnehmen würden», Ihre Wahl ausschließlich auf Romane gefallen ist.

Ich: Aber jene Rundfrage, an die ich mich noch genau erinnere, bezog sich eben nur auf Romane! In Wirklichkeit steht es mit mir so, daß, wenn irgendeine Katastrophe mich zwänge, meine Bibliothek auf zwölf Werke zu beschränken, kein einziger Roman darunter sein würde. Höchstens vielleicht «Krieg und Frieden», und zwar aus dem etwas sonderbaren Grunde, daß ich, trotz mancher Versuche, an diesem großen Werk niemals habe Vergnügen finden, ja nicht einmal ein wirkliches Interesse habe nehmen können, und daß ich die Partie nicht aufgeben will.

Er: Immerhin haben Sie es gelesen.

Ich: Das will ich meinen! Von Anfang bis zu Ende, als ich jung war. Aber ich spreche jetzt vom Wiederlesen. Tolstoi ist ein unvergleichlicher Geisterbeschwörer. Diese endlose Aufeinanderfolge jedoch von Dioramen, wo alles gleichermaßen erleuchtet ist, ohne Schatten und folglich ohne Relief, ohne Hell-Dunkel, ohne Kunst — das läßt mich bald in dumpfe Langeweile versinken. Es ist ein Geständnis, das ich Ihnen hier mache; ein schüchternes Geständnis. Aber wenn es mir berechtigt erscheint, daß man in der Jugend alles irgendwie Bedeutende unbedenklich und ohne Rücksicht auf den eigenen Hang und Geschmack zu lieben versucht, so wird es meinem Alter vielleicht gestattet sein, das Bekenntnis zu wagen: nein, wenn ich mir alles gründlich überlege, so liebe ich dieses und jenes nicht! Und den Grund dieses Nicht-Liebens zu suchen.

Er: Das heißt: die (zunächst unbedachten) Jugendneigungen schließlich doch zu bestätigen suchen.

Ich: Nein; oder wenigstens nicht nur das. Jene Neigungen der jungen Jahre können sich durch ein stetes Kultivieren und Vergleichen gereinigt, gefestigt, erweitert haben. Aber sie haben sich auch ändern können. So schwärme ich heute für Stendhal, während ich früher große Mühe hatte, ihn reizvoll zu finden. Er schien mir trocken; durchaus zu Unrecht. Müßte ich jedoch eine Wahl treffen unter seinen

einzelnen Büchern, so würde ich wahrscheinlich seinen autobiographischen Werken den Vorzug geben vor seinen Romanen. Das, was er in der «Chartreuse» oder in «Rot und Schwarz» erzählt, interessiert mich weniger als die Art, *wie* er es erzählt, als er selbst. Je mehr er sein Inneres offenbart, um so mehr gefällt er mir. Aus demselben Grunde gäbe ich Flauberts Romane für seine Briefe hin.

Er: Kurz: Sie halten den Roman für eine untergeordnete Gattung?

Ich: Keineswegs. Und Flauberts Briefe würden mich viel weniger interessieren, wenn Flaubert nicht zuvörderst der Autor der «Education sentimentale» und der «Salammbô» wäre. Aber ich bin ein wenig Botaniker und suche in der Pflanze die Erklärung der Blüte; wie mir denn überhaupt der Produzent stets interessanter erschienen ist als das Produkt.

Er: Würden Sie ebenso sprechen von Racines Dramen und von seinen Briefen an Boileau?

Ich: Vielleicht, wenn seine Briefe zahlreicher und weniger zurückhaltend wären; wenn er darin, wie Flaubert, von seinem Werke und den Sorgen der Arbeit spräche... Oder vielmehr: nein; selbst dann, selbst wenn ich einen Einblick gewänne in die Geheimnisse seiner Kunst, in die Schwierigkeiten, unter denen so vollendete Meisterwerke zustande kommen konnten, so wäre das dennoch kein Gegengewicht gegen die reine Freude, die ich empfinde bei jedem erneuten Lesen dieser Trauerspiele selbst.

Er: Racine wäre also einer der zwölf Gefährten, die Sie mitnehmen würden in die Einsamkeit?

Ich: Gewiß; seine Dramen bekomme ich nie satt, während ich von einem Roman, und wäre es der vollkommenste der Welt, bald genug haben würde.

Er: Sie sprechen von einem «vollkommenen Roman»?

Ich: Das war ein Versehen, und Sie haben recht, es mir vorzuwerfen. Das Wort «vollkommen», auf einen Roman bezogen, ist ganz unpassend. Man kann es vernünftigerweise nur anwenden auf ein Objekt oder Werk, das fest umrissenen Gesetzen entspricht. Die Gattung «Roman» ist zu dehnbar, zu wenig definiert, als daß sie auf den Begriff «Vollkommenheit» Anspruch erheben dürfte.

(Ende des Interviews)

Von aller Literatur liebe ich am meisten Racine. Den Shakespeare bewundere ich höchlich; aber Racine schenkt mir eine Sensation, die mir bei Shakespeare versagt bleibt: die der Vollendung. In einem sehr interessanten Gespräch fand Jean Schlumberger an Racines Figuren zu tadeln, daß sie nach dem Fallen des Vorhangs keineswegs weiter-

lebten, während (so sagte er mit Recht) den Personen Shakespeares die Bühnenaktion, der Theaterabend nur einen Ausschnitt bedeute aus sprudelnd fortdauerndem Dasein. Aber mir gefällt gerade die racinische Begrenztheit: diese sorgfältige Einfassung, dieses Nicht-Ueberschreiten des Rahmens, diese Genauigkeit der Konturen. Shakespeare ist zweifellos menschlicher; bei Racine erfüllt sich etwas anderes: der Triumph einer erhabenen Konvenienz, eine entzückende Harmonie, wo alles mit-spielt und mit-wirkt, zu gleichzeitiger Beglückung von Geist, Herz und Sinnen. In Shakespeares Stücken, den Winden offen, lacht, weint, rauscht die ganze Natur; Gipfelsphären sind die Welt des Künstlers Racine.

In den letzten Tagen habe ich Alexander Pope zum Gefährten genommen. Ich lese in seinem «Essay on Criticism»:

Das alte Regelwerk (erkannt, doch nicht: erdacht)
Ist immer noch Natur —: Natur, in Plan gebracht.
Natur wird (wie die Freiheit) nur beschränkt
Durch Satzungen, die sie sich selber schenkt.

Das ist ausgezeichnet, man könnte es nicht besser sagen. Eine so vernünftige Wahrheit, ebenso vernünftig ausgedrückt...: es gibt nichts, was weniger poetisch wäre. — Na, sei's drum.

Des weiteren lese ich von Pope, mit der lebhaftesten Bewunderung, «Heloisens Brief an Abälard». Je mehr ich von diesem Autor kennenlerne, um so höher steigt meine Achtung. Und warum sollte ich nicht gestehen, daß mich solche mit Sinn befrachtete Dichtung heute mehr berührt, als die zerflatternden Hochgefühle etwa eines Shelley, die einen allzu großen Teil meines Wesens unbeschäftigt lassen würden?

Den musikalischen Tonfall eines Satzes bewerte ich jetzt nicht mehr so hoch wie seine Klarheit, Wahrheit und jene Ueberzeugungskraft, die ein Anzeichen ist seiner inneren Beseeltheit.

Den Roman[1], an dem ich arbeite, muß ich zu befreien suchen von allen Elementen, die dieser Gattung nicht ganz spezifisch zukommen. Durch eine Mischung der Kunstarten erhält man nichts Gutes. Unerträglich war mir immer die sogenannte «Synthese der Künste», wie sie nach Richard Wagners Rezepten verwirklicht werden sollte... Aber seit der «Prinzessin von Cleve», diesem Wunder an Takt und

[1] Es handelte sich um den Roman «Die Falschmünzer».

Geschmack, hat uns niemand den *integralen* Roman geschenkt, während die Engländer in den Romanen von Daniel Defoë, Fielding und selbst von Samuel Richardson gleich mit den ersten Anläufen einen recht hohen Grad dieser Integrität erreicht haben.

Es fällt mir leichter, erdachte Figuren reden zu lassen, als in meinem eigenen Namen zu sprechen. Dies gilt um so mehr, je größeren Abstand diese Figuren haben von mir selbst. Wenn ich solcherlei zu Papier bringe, so vergesse ich, wer ich bin (falls ich es jemals gewußt haben sollte). *Ich werde der andere.*

(Man sucht meine Meinung zu erforschen. Meine Meinung — auf die pfeif' ich; ich bin nicht mehr irgendeiner, sondern mehrere . . . Dies erklärt den Vorwurf, der mir gemacht wird: ich sei unbeständig, unzuverlässig, wandelbar, chamäleonisch.)

Was allen meinen Helden, soweit ich sie aus meinem eigenen Fleisch geschnitten habe, fehlt, ist jenes kleine Quantum gesunden Menschenverstandes, das mich abhält, die Marotte ebensoweit zu treiben wie sie.

Der Stil meines Romans darf keinerlei Oberflächen-Interesse bieten, keinerlei plastischen «Glanz». Alles soll auf die flachste Art gesagt werden — auf eine Art, die den Kritikern die Frage nahelegen wird: «Was finden Sie daran eigentlich beachtenswert?»

Die Schwierigkeit liegt darin, daß meine Lokomotive, mit jedem neuen Kapitel, von neuem «anziehen» muß. *«Die erreichte Schwungkraft niemals ausnutzen»* — so lautet die Regel meines Spiels.

Mein Roman scheint mir jetzt manchmal mit eigener Lebenskraft ausgestattet zu sein. Er ist wie ein Pflanze, die sich (aus der nährenden Gartenerde meines Hirns) nunmehr selbständig entfaltet. Ich darf diese Entwicklung nicht forcieren wollen, sondern muß allem seinen langsamen Gang lassen: dem Wachsen der Stengel, dem Schwellen der Knospen, dem Süßwerden der Früchte. Wollte ich die Dauer des natürlichen Reifens abzukürzen suchen, so würde die Frucht einbüßen an Saft und Geschmack.

Daß manche Charakterzüge einer Generation ihre *Erklärung* in der folgenden Generation finden — das zu illustrieren hatte ich mir vorgesetzt. Aber meine Personen lenken mich ab, und so habe ich diese Idee nicht genügend verdeutlichen können. Falls ich noch einen anderen Roman schreibe, möchte ich zeigen, wie eine junge Gene-

ration, nachdem sie die Lebensäußerungen der vorhergegangenen aufs strengste kritisiert hat, allmählich dahin gelangt, fast alle diese verachteten Gesten zu wiederholen. In Gastons Ehe bildet sich alles das wieder heraus, was ihm, als er noch ein Kind war, an Alberts Ehe monströs erschienen war.

Es gibt kaum irgendwelche «Lebensregeln», deren Mißachtung nicht klügeren Sinn verraten könnte, als die Befolgung.

Es scheint mir (im Gegensatz zu der Methode eines Meredith oder Henry James) angebracht, den Leser die Oberhand über mich gewinnen zu lassen —: es so einzurichten, daß er sich mir überlegen fühlen und glauben kann, er sei intelligenter, moralischer und scharfsichtiger als der Autor, und er entdecke, gegen den Willen des Autors (und sozusagen ohne dessen Mitwisserschaft), manches Bedeutsame an Personen und Handlung.

Wenn mein Buch fertig ist, so ziehe ich einen Strich und überlasse dem geneigten Leser die Mühe des Kalkulierens. Addition oder Subtraktion — gleichviel: ich habe nichts damit zu tun. Für träge Leser ist das schlimm: ich will *andere*. Des Lesenden Ruhe stören, das ist meine Rolle. Das Publikum möchte lieber eingelullt sein. Es gibt genug Literaten, deren Metier das ist.

(Uebersetzt von F. Hardekopf)